

FUSSBALLSPIELER UND INDIANER

Nicolas Pethes



94

Das Wort vom »Menschenhandel« steht im Raum. Der Fußballer Christoph Kramer nahm es in den Mund, als er 2014 vertragsgemäß zu seinem Verein Bayer Leverkusen zurückkehren sollte, obwohl es ihm bei Borussia Mönchengladbach, wohin er für eine Spielzeit ausgeliehen war, viel besser gefiel. Im Jahr darauf handelte die englische Premier League höher dotierte Verträge für TV-Rechte aus, wodurch das Finanzvolumen der Vereine in ungeahnte Höhen stieg und in einer Kettenreaktion auch auf dem Kontinent zu einer Explosion der Transfersummen führte, deren grellste diejenigen 105 Millionen Euro waren, die Manchester United für den französischen Nationalspieler Paul Pogba an Juventus Turin zahlte. Die Fachwelt ist sich einig, dass dies nur der Anfang eines inflationären Prozesses war, der die Fußballwelt in den kommenden Jahrzehnten prägen wird.

Wohl gemerkt: Von »Sklavenhandel« hatte Kramer nicht gesprochen, und auch die abgemilderte Variante musste er nach dem obligatorischen Entrüstungsturm in den mehr oder weniger sozialen Massenmedien zurücknehmen und reuevoll seiner Dankbarkeit Ausdruck verleihen, das privilegierte Leben eines Profifußballers leben zu dürfen. Und doch ist die Wahrnehmung des professionellen Sports von genau derjenigen Kopplung geprägt, die im Begriff des Menschen- oder eben Sklavenhandels mitschwingt: der Kopplung von Rassismus und wirtschaftlicher Ausbeutung. Diese Feststellung scheint überspitzt, insofern die derzeitigen exorbitanten Transfersummen ja unbeschweren der Hautfarbe eines Spielers zu fließen scheinen – so ist die Nummer 2 der höchsten

Ablösezahlungen im Fußball, der Waliser Gareth Bale, ebenso weißhäutig wie der inzwischen glücklich nach Gladbach zurückgekehrte (oder richtiger: verkaufte) Kramer.

Rassismus ist aber ganz offensichtlich ein gewichtiger Bestandteil der gegenwärtigen Sportkultur – sei es in Form von Schmähungen durch gegnerische Fans, die etwa den ghanaischen Mittelfeldspieler Kevin-Prince Boateng vor einigen Jahren dazu veranlassten, mit seiner Mannschaft während des noch laufenden Spiels den Platz zu verlassen, oder politischen Instrumentalisierungen wie zuletzt im Fall des feinen Unterschieds, den der AfD-Politiker Alexander Gauland zwischen Kevin-Princes Halbbruder Jérôme als Nationalspieler und Nachbarn ziehen zu können glaubte; sei es in Gestalt jener vermeintlich ›positiven‹ Stereotypisierungen, die schwarzen Spielern ein höheres Maß an Eleganz, technischer Beschlagenheit und Fintenreichtum zusprechen.

Insbesondere das Etikett des ›Brasilianischen‹ als Inbegriff des ›schönen Spiels‹ beruht auf der Vorstellung farbiger Spieler. Führt man sich allerdings vor Augen, dass die mit diesem Etikett verbundene Idee eines körperlosen, weil fintenreichen Spiels historisch darauf zurückzuführen ist, dass die Nachfahren afrikanischer Sklaven in der Frühgeschichte des Fußballs nur dann bei den weißen Immigranten mitspielen durften, wenn sie den als unhygienisch erachteten Körperkontakt vermieden, dann sind noch die eleganten Pirouetten, wie sie dunkelhäutige Brasilianer von Arthur Friedenreich über Pelé bis Ronaldinho gedreht haben, ein unmittelbarer Auswuchs der Diskriminierung.

95

Auch die ökonomischen Auswüchse des Fußballs sind eng verflochten mit der rassistischen Tradition des Sports. Die Kapitalisierung des Sports ist keineswegs eine Entwicklung des späten 20. Jahrhunderts, von der sich die Vorgeschichte eines selbstlosen Amateurbetriebs in seiner ursprünglichen Unschuld abheben würde. Dieser Mythos prägt die olympische Bewegung bekanntlich bis heute und war besonders in Deutschland, das sich dem Profifußball bis weit in die 1960er Jahre hinein unter Aufwendung skurriler Verfahren zur Umwidmung von Handgeldern verweigert hatte, überaus beliebt. Tatsächlich aber hatte der Kapitalismus in Europa bereits zur gleichen Zeit sein Haupt erhoben, zu der sich in Brasilien Arthur Friedenreich durch Abwehrreihen hüftsteifer Engländer schlängelte. In Wien, damals Europas Hauptstadt für innovative Fußballtechnik und -taktik, wurde die erste Profiligena bereits 1924 eingeführt. Auch in Prag, neben Budapest ein weiteres Zentrum osteuropäischer Spielkultur, wurden ähnliche Pläne geschmiedet und in der Tagespresse hitzig diskutiert: Anhänger des international und fortschrittlich ausgerichteten Vereins Sparta Prag votierten für, das national orientierte Slavia Prag gegen die Professionalisierung.

Diese etwa in der deutschsprachigen Zeitung »Prager Presse« geführte Auseinandersetzung ist insofern von Interesse, als sie nicht nur im Jahr darauf zur Gründung der professionellen Asociační liga führte (deren Abschlusstabelle

zu Saisonende punktgleich von Slavia und Sparta Prag angeführt wurde), sondern einen freien Mitarbeiter der Zeitung zur Abfassung eines Theaterstücks inspirierte, das die innere Verwandtschaft von marktwirtschaftlicher Ausbeutung und rassistischen Stereotypen bereits in dieser beinahe unvordenklichen Frühgeschichte des Sports wahrgenommen und zum Anlass einer schillernden Satire gewählt hatte.

Die Rede ist von dem Prager Avantgarde-Autor Melchior Vischer (der literaturwissenschaftlichen Fachwelt in erster Linie durch seinen »unglaublich schnell rotierenden« Kurzroman »Sekunde durch Hirn« von 1920 bekannt). Vischer war aber auch Theaterkritiker für die »Prager Presse« und als solcher Advokat einer zeitgemäßen Dramatik, die im Sinne Brechts offen für Anleihen bei der Kultur des Sports und des Varietés, aber auch bei Filmkomödien wie denjenigen Charlie Chaplins sein sollte. Vischer publizierte 1923 in der »Prager Presse« einen Aufsatz »Wider das literarische Theater« und schrieb im Jahr darauf in seinen »Privaten Bemerkungen zum Theater«, die im »Baden-Badener Bühnenblatt« erschienen: »Wo ist die Urform einer Dramatik unseres Jahrhunderts zu suchen? – Auf der Straße und dem sich daraus ergebenden Straßendasein. Impuls und Nährboden: Das Plakat [...]. Man lächelt über Foxtrott und Shimmy. Und vergißt dabei, daß gerade in ihnen der Rhythmus unserer Zeit pulsiert. Und daß unser zeitgenössisches Drama, das aus diesem Rhythmus nicht geboren ward, gar kein zeitgenössisches Drama ist. [...] Wir verbannen den vielgeschmähten Kitsch und die Operette oft auch nur aus Gewohnheit, weil es eben so zum Pauschalsnobieren gehört. Wir sollen aber gerade dem Kitsch nicht ausweichen, im Gegenteil: Ihn aufsuchen und ihn zu meistern versuchen.«

96

Ein klares Bekenntnis zur Populärkultur also, dem Vischer konsequent dramatische Taten folgen ließ: 1924 veröffentlichte er im Potsdamer Verlag Gustav Kiepenheuer zwei Theaterstücke, »Charlie Chaplin« sowie »Fußballspieler und Indianer«, und letzteres ist es, das nicht nur die popkulturelle Dramenästhetik verwirklicht, sondern auch die Verbindung von Kapitalismus und Rassismus im Fußball vorhersieht. Das aber natürlich mit Blick auf zeitgenössische Ereignisse: Während in Prag die Vor- und Nachteile einer künftigen Profiligena diskutiert werden, finden in Paris die dem Geist des Amateursports verpflichteten olympischen Sommerspiele statt, deren Fußballturnier die Mannschaft aus Uruguay gewinnt, angeführt von José Leandro Andrade, der »la maravilla negra« genannt und aufgrund seiner akrobatischen Einlagen – Andrade gilt als Erfinder des Fallrückziehers – der erste dunkelhäutige Star des Spiels wird.

Nachdem Olympia so sein »schwarzes Wunder« erlebt hatte, lautete die Frage unweigerlich: Wer ist besser, europäische Berufssportler oder die Ureinwohner Amerikas? Zu ihrer Beantwortung sprengt »Fußballspieler und Indianer« in Gestalt seiner nicht weniger als acht Aufzüge jeglichen dramaturgischen

Rahmen: Protagonist ist der englische Mittelstürmer Bill, der, in die Jahre gekommen, für teures Geld bei einem Verein in Prag anheuert, sich dort aber in der ersten Halbzeit eines Cup-Finales den Fuß verstaucht und für dieses Missgeschick die zu hohen Anforderungen seines Profivertrags verantwortlich macht: »Das kommt davon, weil ich mich verkauft habe. Acht Pfund die Woche und jedes Goal ein halbes Pfund. Pfui Teufel, Fußball ist mein Blut. Man verkauft sein Blut nicht.« Sehnsuchtsvoll erinnert er sich an selige Zeiten vor solchen Teufelspakten: »Wenn ich als Junge spielte -- was waren das für Mannschaften -- oft spielten wir zwanzig gegen zwanzig.« Bills Manager Popp, der mit ihm in der Kabine ausharrt, hält dagegen, Fußball sei »ein Beruf wie jeder andere«, und lobt die Vorzüge des organisierten Sports: »Das ist die Jugend. Sie gewöhnt sich schwer an Gesetze. Erst später kommt die Klarheit: Elf gegen elf.«

Während dieses tief sinnigen Dialogs tobt draußen auf dem Spielfeld der Kampf um den Pokal, von dem Bill im Modus einer klassischen Mauerschau berichtet: »Da steht ja das Luder vorm Tor! – Jetzt kriegt sie den Ball. – Schieß, Kanaille, schieß!!!!« Die Rede ist von Bills Freundin Milly, die mangels anderen Ersatzes für ihn eingewechselt wurde: »Warum soll ein Weiberschinken nicht auch einmal ein Klassefußballspieler werden?« Prag ist, man sieht es deutlich, 1924 tatsächlich die Speerspitze des fußballerischen Fortschritts, da hier nicht nur englische Profis, sondern auch schon Frauen spielen.

Dieser avancierte Geschlechterdiskurs ist aber nur die Vorbereitung für die Frage nach der Spielkunst anderer »Rassen«, die Vischers Drama als konsequente Fortführung der Professionalisierung vorführt: Die Klubbosse bekennen freimütig: »Fußballspieler sind begehrter als Industrieaktien! [...] Alles was auf Muskelbasis ruht, hat Zukunft, ist Zukunft!« Entsprechend reagieren sie auch, als Bill, nachdem die Verletzung das Karriereende erzwingt, seinem Jugendtraum folgen und in den Wilden Westen gehen möchte: »wenn ich als Junge Fußball gespielt hab, -- es roch nach Gras, feuchter Erde und Himmel – Mir wurde immer ganz dumm dabei – weißt du – Indianer wollt ich immer werden – Indianer.« Gerade in diesem vermeintlich unschuldigen Jugendtraum liegt das Potential zur Ausweitung der Handelszone: »Da kann er mit den Indianern Fußball spielen. [...] Das ist eine Idee! Dort unter den wilden Stämmen --? [...] Dort haben wir noch Material, im Urwald -- neue Menschen -- neue Fußballspieler.« Bill fährt nach Amerika, präsentiert einem Indianerstamm das Spielgerät, das sie nicht kennen, mit dem sie aber aufgrund ihrer Vertrautheit mit Laufstrecken auf grünen Prärien rasch umzugehen lernen, und der Häuptlingssohn Opito wird in der Folge erfolgreich zu Bills Ex-Verein transferiert.

Auf diese Weise koppelt Vischers Stück Diskurse des Kapitalismus, des Sports und des Rassismus bis zur Kenntlichkeit des Abgrunds, den ihre Verbindung eröffnet: »Der Indianer ist fabelhaft! [...] Das Dribbling! Hyperkonti-

nental! [...] Das sind die Leute aus dem Urwald! Sie bestehen aus Sehnen und Kraft! [...] Die Leute haben auch gute Lungen; Kleinigkeit: Urwaldluft. [...] Hier ahne ich schon Großes, Kommendes: Der Urwald wird uns in Zukunft das Spielermaterial liefern. Nur Indianer werden noch gute Fußballspieler sein, weil sie Lungen haben. [...] Auch die Neger kommen in Betracht, denn sie haben Schenkel und Wadenmuskeln [...] Die Indianer stelle ich mir als Stürmer vor [...] rasante Flügel! – das schwarze Niggerpack ist mehr zur Deckung und Verteidigung brauchbar!« Der unverhohlene Rassismus dieser Sätze ist dabei womöglich weniger Position von Vischers Stück selbst, als ein Diskurs, den dieses Stück zeitgenössisch beobachtet und reflektiert. Es ist ein Diskurs, der Sportler als Ware und Rassen als Leistungsfunktionen denkt: »Ich glaube, es gibt zuviele Fußbälle auf der Welt. Sie erschüttern die Luft. Wir müssen zu den Bällen mehr Spieler finden. Neue, gelbe, schwarze!«

98

Vor diesem Hintergrund ist die Engführung von Fußballspielern und Indianern im Titel des Theaterstücks kaum noch überraschend: Als großes Kolonialisierungsunternehmen ist Fußball als Spiel auf einer grünen Wiese mit weißen Umrandungen Sinnbild der Kulturgeschichte der Menschheit, die, folgt man Robert Harrisons Studie »Forests. The Shadow of Civilization« von 1993, mit der Rodung von Wäldern begonnen hat. Oder wie der Håuptlingssohn Opito es seinen Stammesgenossen erklärt: »Ich führe euch einer neuen Zukunft entgegen. Aber zuerst muß hier Baum auf Baum fallen. Denn der Wald ist uns böse. Er muß ausgerottet werden!« Und an die Fußballspieler gewandt: »Aus den Bäumen werden Goalstangen, aus den Plätzen, wo die Bäume standen, Fußballplätze! – Dann wollen wir die Büffel jagen: Ihre Haut brauchen wir zum Leder, das Leder zu den Bällen. [...] Und: Wer wird zwischen diesen Goalstangen stehen, wer wird auf diesen Plätzen rennen und spielen, wer mit den Büffellederbällen Goals schießen --???! [...] Indianer!!!«

Letztlich inszeniert Vischer also nicht nur den Zusammenhang zwischen Marktwirtschaft und Ausbeutung, sondern auch denjenigen zwischen dem rassistischen Kapitalismus (bzw. kapitalistischen Rassismus) und der europäischen Kolonisierung der neuen Welt, die in Opitos Vision allerdings eine zumindest punktuelle Umkehrung erfährt, wenn die Indianer ihre Prärien verlassen, um die Fußballplätze Europas zu beherrschen. Das alles präsentiert Vischer keineswegs in Form eines politischen Lehrstücks: »Fußballspieler und Indianer« ist als postkoloniale Popliteratur »avant les lettres« zugleich auch Bestandteil der ästhetischen Avantgarde der 1920er Jahre, die bekanntlich ein erhebliches Interesse am sogenannten »Primitivismus« hatte – man denke etwa an Carl Einsteins Essay über die Verwandtschaft von Kubismus und »Negerplastik« aus dem Jahr 1915. Einstein nahm daher auch die eingangs zitierte Kabinenszene in seinen gemeinsam mit Paul Westheim herausgegebenen »Europa-Almanach« von 1925 auf, der alles, was im Umfeld expressionistischer, surrealistischer oder kubistischer Kunst und Literatur Rang und

Namen hatte, auszugsweise dokumentierte. Dieses Europa wollten die Herausgeber allerdings in Form ihrer Collage aus emphatisch modernen Texten und Bildern nicht als »schöne[s] Ideal[]«, sondern als Varieté im Sinne von Vischers Theaterkritik präsentieren, wie sie in der Vorrede schreiben: »Hier! Den Jahrmarkt Europa aufgeblufft! Luftschaukeln entworfen! Die Karusells bemalt! Die Atrappe ins Schwarze getroffen! Euer Bedürfnis erwürfelt. Simultanität! Simultanität!«

Als ein solches Stück »zeitgenössische[n] Theater[s]«, das dem »Kitsch« nicht ausweicht, sondern ihn aufzusuchen und »zu meistern versucht«, belegt »Fußballspieler und Indianer« aber zugleich, dass es sich bei der Hochkonjunktur von Kapitalströmen und Fremdenfeindlichkeit im Fußball unserer Tage nicht etwa um eine Spät- oder Verfallsphase des Sports handelt. Vielmehr muss man, wenn bereits ein Text von 1924 zu den gleichen Beobachtungen gelangen konnte, annehmen, dass beides, ökonomischer wie kolonialer Exzess, dem Spiel von Beginn an zumindest als Potential oder Tendenz eingeschrieben gewesen ist. Solche strukturellen Konstellationen kann man sportsoziologisch rekonstruieren und analysieren. Man kann ihre Simultanität aber auch als Jahrmarktattrappe inszenieren, wie Melchior Vischers Stück »Fußballspieler und Indianer« es vorführt. ◆